General Lentulus

Autor(en): **Volmar, F.A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 43

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648672

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

General Lentulus

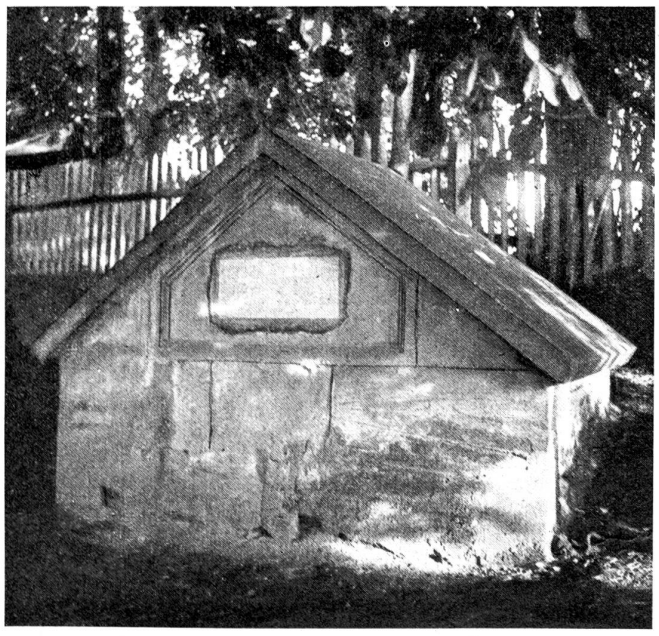
Feldherr Friedrich des Grossen. Ein Pionier bernischer und schweizerischer Wehrhaftigkeit. Von F. A. Volmar.

Das menschlich Grosse in Lentulus erblicke ich neben dieser Soldatentugend namentlich darin, daß er, zu den höchsten kriegerischen Ehren erhoben, in demütiger Bescheidenheit seinem Vaterlande Dienste leistete, welche nach gemeinem Urteil unter der Würde eines so großen Heerführers waren. Nicht jeder, der in den großen Schlachten seiner Zeit eine so hervorragende und ruhmreiche Rolle gespielt, würde hernach, wie Lentulus es tat, mit solch treuer Sorgfalt dem bescheidenen Heerwesen der kleinen schweizerischen Heimat gedient haben.

Rudolf v. Tavel.
(„Die Garbe" V., 3.)

DAS GRAB AUF MONREPOS.

Auf der baumbestandenen Höhe des Weissensteins beim Steinhölzli zu Bern steht ein einsamer Gartenpavillon, dessen Fensterladen stets verschlossen bleiben. Man wollte wissen, dass sich hier zuweilen der Geist des in fremden Kriegsdiensten berühmt gewordenen, in seiner Vaterstadt verstorbenen und nebenan auf der Anhöhe des Monrepos begrabenen Generals Lentulus, weiland Landvogt von Köniz, aufhalte. Nur in Zeiten der Landesgefahr dürfe man ihn beschwören und ihn, der auf manchem Schlachtfeld die Geschicke Europas mitentscheiden geholfen hatte, um Rat fragen. In ihren «Gespenstergeschichten aus Bern» erzählt Hedwig Correvon, dass während des Weltkrieges einige beherzte Männer hingegangen seien, um den General zu befragen. Nachdem sie feierlich um das kleine Haus Aufstellung genommen, habe einer wiederholt gerufen: «General Lentulus, General Lentulus!» Nichts rührte sich, so dass man schon enttäuscht abziehen wollte, da hörte man von innen ein Gähnen,



Das Grab auf Monrepos.

Stühlerücken und Schlurfen. Dann wurden die Fensterladen aufgerissen, und man will eine hohe Gestalt wahrgenommen haben, die aber niemand anzuschauen wagte. «General Lentulus,» traute sich endlich einer der Männer zu fragen, «steht die Schweiz in Gefahr?» «Nein, noch nicht. Lasst mich weiter schlafen,» wurde ihnen mit grimmiger Stimme geantwortet, und die Gestalt habe die Laden wieder zugezogen. — Auch beim Sonderbundskrieg habe man den General Lentulus befragt. Ob man es nächstens wieder mal tun sollte?

Oder wird er, wie anno 1914, in der Stunde der Gefahr selbst wieder aufwachen und stadtwärts reiten? Hat doch ein Bürger allen Ernstes versichert, er habe ihn damals im Hof des Monrepos auf einen Schimmel steigen und gegen die Stadt galopppieren sehen. In kritischen Zeiten, so sagt man, eile er eben zu Pferd vors Rathaus, um den Herren von der Regierung zu sagen, was zu tun sei.

So lebt General Lentulus, gleich einem Kollegen aus früherem Jahrhundert, Vater Nägeli, im stadtbernischen Volksmund fort, als ein treuer Hüter bernischer und schweizerischer Wehrhaftigkeit.

Dass er aber noch umgehen müsse, sei die Strafe für den «heroischen Einfall», sich in der Todesstunde von einem Diener einen Spiegel reichen zu lassen, um sich selbst im Sterben zu beobachten ...

Versteckt, im Schatten hoher Bäume, steht auf der Hügelhöhe oben auch sein Grabmal, wo man dem General vor Jahrzehnten noch zu rufen pflegte und von wo sich der Spuk über einen Holzzaun hinweg auf das zum Weissensteingut gehörende Gartenhaus gleich nebenan übertragen zu haben scheint. Mit Ross und Degen und in diamantengeschmückter Uniform sei er anno 1786 bestattet worden — aber Grabschänder, die seine Ruhe Ende des letzten Jahrhunderts störten, sollen nichts erbeutet haben. Der damalige Besitzer des Monrepos, Herr von Sinner, sorgte für Wiederinstandsetzung des 2½ m hohen Grabmals, liess auch die auf dem mürben Sandstein unleserlich gewordene alte Inschrift unter dem giebelförmigen Sandsteindach erneuern. Eine graue Marmortafel hält sie fest:

Hier liegt Rupertus Scipio Lentulus,
welcher Freund und General Friederich
des Großen und hiesiger Respublic war,
des Schwarzen Adler und heiligen Andreas
Ordens Ritter. Gebohren den 18. Aprilis 1714
Gestorben den 26. Dec. 1786

Es gibt in Bern eine Lentulus-Strasse, einen Lentulus-Rain.

Sein Name steht am Denkmal Friedrich des Grossen Unter den Linden in Berlin.

Und er sitzt wohl auch in Adolph Menzels «Tafelrunde Friedrich des Grossen».

DIE VORFAHREN.

Die Familientradition suchte der Ueberlieferung von der altrömischen Abstammung der Lentulus durch römische Vornamen gerecht zu werden. Man nimmt indessen an, dass die Lentulus ursprünglich Linsner oder Linser geheissen haben, welcher Name bereits durch den in Neapel geborenen, aus dem Kloster geflüchteten, als Waldenserpfarrer im Piemont und in Chiavenna tätigen Scipio L. (1525—1566) latinisiert worden sei. Er tat sich als Verteidiger der evangelischen Lehre hervor und verfasste eine Geschichte der Waldenserkämpfe. Ein um 1560 geborener Paulus Lentulus, möglicherweise des erstgenannten Sohn, taucht um 1591 als Arzt in Basel auf, ist einige Zeit Leibarzt der Königin von England, wird 1593 in Bern zum Stadtarzt gewählt, erhält hier für seine Verdienste das Burgerrecht und erwirbt die Herrschaft Corcelles. Er schrieb die merkwürdige Geschichte der Appollonia Schreyer von Gals, die während sieben Jahren keine Nahrung zu sich genommen hatte.

Sein Sohn Caesar (1597—1671) war Landvogt von Oron, dann von Lausanne, gehörte dem Kleinen Rat an und war öfters als Gesandter im Ausland. Seine Enkel traten in brandenburgisch-bayreuthische, würtembergische, preussische und französische Dienste. Einer von ihnen, Robert Scipio, war 1727 Landvogt von Baden, 1733 von Trachselwald, gehörte dem Kleinen Rat an und wurde 1749 Salzdirektor. Nach ihm, seinem Onkel, wird unser General Lentulus getauft worden sein.

OESTERREICHISCHER OFFIZIER.

Rupertus (Robert) Scipio Lentulus wurde im Jahre 1714 in Wien geboren, als einziger Sohn des 1744 als geadelter oesterreichischer General-Feldmarschallleutnant und Kommandant der Stadt und Festung Kronstadt in Siebenbürgen verstorbenen Cäsar Joseph v. Lentulus, seine Mutter war eine geborene v. Wangenheim, verwitwete Lodisano. Bereits mit vierzehn Jahren wurde er Fähnrich eines kaiserlichen Dragoner-Regiments, das bald darauf nach Italien marschierte. Der junge Lentulus erhielt Reiseurlaub und besah sich verschiedene berühmte Städte. Als Adjudant des Feldmarschalls Mercy erlebte er 1734 die blutige Schlacht bei Parma; sein Feldherr erlitt hier den Tod, und da die Oesterreicher bald darauf Italien räumen mussten, focht der nunmehrige Hauptmann Lentulus in der Folge am Rhein und an der Mosel gegen die Franzosen, darauf in Ungarn gegen die Türken*). 25 Jahre alt, wurde er als ausserordentlicher Gesandter zur Bestätigung der neuen Grenzlinie zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei nach Konstantinopel beordert. Die Verhandlungen verzögerten sich, und so benutzte er den dortigen Aufenthalt zu monatelangen Reisen nach Angora, Smyrna etc., sowie nach Aegypten. Er stand am Roten Meer und fand, «dass Moses bei Veranstaltung des Uebergangs, welcher in einer gedrängten Kolonne geschah, sich als ein trefflicher General der Infanterie bewiesen hätte!»

Nach seiner Rückkehr machte er die Feldzüge in Böhmen und Bayern mit. Als die Preussen 1744 Prag eingenommen hatten und die oesterreichische Besatzung sich als kriegsgefangen ergeben musste, wollte Hauptmann Lentulus die Kapitulation nicht unterzeichnen. Er sei zum Fechten in Prag und nicht um die Waffen zu strecken, sagte er zum preussischen General. Seinen Leuten aber rief er zu: «Dragoner! Was ihr mich tun seht, das tut mir nach!» Und sobald er mit ihnen in die Mitte der in zwei Reihen gestellten preussischen Bataillone kam, zerbrach er den Degen, was ihm alle seine Leute nachtaten.

Friedrich dem Grossen imponierte dieses Verhalten so sehr, dass er ihn anderntags zur Tafel rief und ihn zum Eintritt in sein Heer bewegen wollte, was Lentulus aber ablehnte. Diese Treue zu Oesterreich und zur inzwischen auf den Thron gelangten Maria Theresia wurde Lentulus aber schlecht belohnt; obschon sein Vater wie er selbst sich genug Verdienste um das oesterreichische Herrscherhaus erworben hatten, überging man ihn bei der Besetzung freigewordener Majorstellen und gab solche Offizieren, die weniger Dienstjahre hatten, aber katholisch waren. Gleich erging es übrigens verschiedenen ungarischen Husarenoffizieren, die später Friedrich dem Grossen treffliche Dienste geleistet haben.

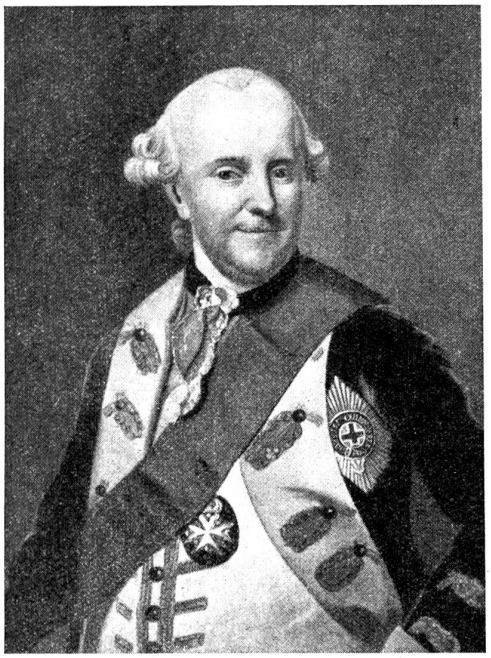
So verliess Hauptmann Lentulus anfangs 1745 die österreichischen Kriegsdienste und reiste nach der Schweiz, um seine Vaterstadt Bern, die er noch nie gesehen, zu besuchen. Hier lebte ja auch sein Onkel, der vor drei Jahren in den Täglichen oder Kleinen Rat gewählt worden war. Durch seinen Einfluss zu Ostern gleichen Jahres zum Mitglied des Grossen Rates ernannt, gedachte er sich nunmehr in Bern niederzulassen. Allein durch ein Schreiben des Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau wurden ihm anfangs 1746 neuerdings preussische Kriegsdienste angeboten, und Lentulus — dessen Vater, einer der hervorragendsten österreichischen Kavallerieoffiziere, bereits 1744 in Kronstadt gestorben war — zögerte nun nicht, im Rang eines Majors in den Dienst eines Königs zu treten, wo Treue und Tapferkeit nicht unbemerkt blieben.

IM DIENSTE FRIEDRICH DES GROSSEN.

Er hat noch Forderungen an den Hof in Wien, und der König ist ihm durch seinen dortigen Vertreter in der Erledigung dieser Sache behilflich. Ja, dieser forsche, hünenhafte Reiteroffizier ist ihm sympathisch. Tüchtige Leute pflegte Friedrich II. festzuhalten, und so verheiratet er den Vierunddreissig-

*) Ein reich verzierter und vergoldeter Degen des Generals Lentulus mit einer sehr schönen türkischen Damaszener Klinge befindet sich im Besitz der Familie v. Tscharner-Morillon, Bern. (Abgebildet in „Berner Kunstdenkmäler“ 1902.)

jährigen im Januar 1748 mit einer ihm verwandten Hofdame, der Tochter Maria Anna des Geh. Staatsministers und Oberstallmeisters Graf v. Schwerin. Die



Rupertus Scipio v. Lentulus (1714—1786).
Nach einem unsignierten Oelgemälde im Besitz des Herrn A. von Wyttenbach, Bern.

Vermählung wird auf dem Schloss zu Potsdam in Anwesenheit des Königspaares gefeiert; der König preist diese Verbindung in einer Ode an seine Base, die Braut. Ueberreicht wird das scherzhafte Gedicht samt einem gewaltigen Käse als Heimatgabe von dreizehn Schweizern in Landestracht als Vertreter der dreizehn Kantone. Der König wird noch im selben Jahre Pate des erstgeborenen Sohnes.

Lentulus ist übrigens nicht der einzige bedeutende Schweizer, den wir im Zeitalter Friedrich des Grossen in Berlin finden; es gibt da noch eine ganze Reihe hervorragender Gelehrter, Mitglieder der Berliner Akademie, deren Reorganisation der König selbst übernommen: Euler — einige Jahre Präsident der Akademie — Beguelin, Sulzer, Merian, später Huber, de Catt, Bernoulli, Lambert, Wegelin u. a. Auch Haller, der berühmte Berner Gelehrte und Dichter, sollte für Berlin gewonnen werden, doch blieb er der Universität Göttingen treu, die er zur Blüte gebracht. Seine Köche beziehe er aus Hannover, seine Philosophen aber aus der Schweiz — äusserte der König einmal zu dem Waadtländer Henri de Catt, seinem jahrelangen Vertrauten, täglichen Gesellschafter, Vorleser und Privatsekretär. Für diesen seinen «lieben Schweizer» hat der König im Jahre der Verheiratung de Catts (1762) nicht weniger als acht poetische Liebesbriefe verfasst.

Die eigentliche Wurzel dieser Schweizerliebe Friedrich des Grossen ist wohl in der überschwenglichen Begeisterung für Schweizer-Freiheit während seiner von einem despotischen Vater beschatteten Jugendjahre — noch der 44-Jährige hat Angstträume, in welchen ihm sein Vater droht! — aber auch in der Friedenssehnsucht des reifen Mannes zu suchen: eine Art Kompensation für das, was in ihm und um ihn durch den Vater und später durch ihn selbst unterdrückt worden war, eine bei allen klugen Nützlichkeitserwägungen, bei durchaus gerechtfertigter Wertschätzung doch oft rührend anmutende Liebhaberei eines vom Leben hart Belehrten und mitunter still und bitter Resignierenden.

Der todkranke König unterhält sich mit dem Schweizer Arzt Joh. Georg Zimmermann: «Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen,» sagt er, nachdem er den Tell als einen Wohltäter seines Vaterlandes gepriesen. «Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweiz wird sich noch lange halten. Ich liebe die Schweizer und zumal die Regierung in Bern; es ist Würde in allem, was die Regierung in Bern tut; ich liebe die Berner.»

* * *

Kehren wir zurück ins Jahr 1748: Mit Schmunzeln wird man in Bern Kenntnis genommen haben vom bedeutsamen mariage dieses tüchtigen Mitbürgers. Schon im selben Jahr schreibt der Geheime Rat an den hervorragenden Landsmann zu Berlin oder Potsdam «in Erinnerung der Vielvermögenheit bey Ihrer Königl. May. in Preussen», mit der Bitte, bei Friedrich nun nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges, kurz vor dem Kongress zu Aachen, ein gutes Wort in Fragen von eidgenössischem Belange in Sachen Savoyen einzulegen.

Lentulus geniesst offensichtlich die Sympathie des grossen Königs. Ein Brief aus dem Jahre 1748 beweisst, dass ihm sein Flügeladjudant lieb und wert ist:

> «Je sais que Vous êtes malade et que ce n'est pas vôtre negligence qui Vous retient chez Vous; J'en suis bien faché et Je Vous souhaite de toute mon ame un prompt et parfait retablissement. En attendant ayés tout le soin possible de Votre santé et ne vous impatientés point, mais attendez tranquillement Vôtre entière guerison ... »

Im Oktober 1749 gratuliert er ihm zur Geburt von Zwillingen, ebenso die Königin-Mutter, welche die Patenschaft für den einen der beiden Knaben übernimmt. Fünf Jahre später verliert Lentulus seine Gattin, die ihm vier Söhne geboren hatte, von welchen aber nur zwei den Vater überleben sollten*).

Als Instruktionsoffizier trug Lentulus wesentlich dazu bei, aus der etwas vernachlässigten preus-

*) Friedr. Wilh. Caesar (1749—1807), Kammerherr und Offizier in preussischen Diensten; Rupertus Scipio (1751—1804), preussischer Rittmeister, seit 1785 Mitglied des Großen Rates zu Bern. Beide ohne Nachkommen.

Die letzten Träger des Namens Lentulus sind heute wieder in der ursprünglichen Heimat ihres Geschlechts ansässig. Es sind zwei Brüder, von denen der eine mit einer großen Familie in dürftigen Verhältnissen lebt, der andere ist Offizier in der italienischen Handelsmarine. (Gefl. Mitteilung von Herrn A. v. Wyttenbach, Bern.)

sischen Reiterei jene gefürchtete Waffe zu schaffen, als welche sie dann im Siebenjährigen Krieg wiederholt entscheidend eingegriffen. Es war ein gehöriges Stück Arbeit; denn der sonst unerhört harte und seine Angehörigen misshandelnde Vater Friedrich des Grossen, König Friedrich Wilhelm, weit davon entfernt, unsinnige tierquälerische Distanzritte zu veranstalten, hatte im Gegenteil Befehl zu möglichster Schonung der Gäule erteilt und die Kavalleristen sogar öfters mehrere Meilen neben ihrem Ross laufen lassen, wodurch die also geschonten Mähren «so dickleibig und ungelenksam wurden, dass sie sich gar nicht rühren und rippeln mochten.» Friedrich II. war mit der Arbeit seines tüchtigen Instruktionsoffiziers zufrieden und ernannte ihn zum Obristleutnant. Er schätzte ihn als angenehmen Gesellschafter, und da er sich auch als gewandter Hofmann erwiesen hatte, zeichnete er ihn weiter aus und verlieh ihm 1752 die Baronie Colombier im damals preussischen Fürstentum Neuenburg.

In diesem Jahre auch bedient sich die Regierung in Bern wieder mal des Flügeladjudanten der königl. preussischen Majestät, um in einer kitzligen Sache notwendigen Aufschluss zu erhalten: Voltaire, in Frankreich angefeindet und ignoriert, von Friedrich dem Grossen freundschaftlich nach Potsdam eingeladen und zu seinem Kammerherrn ernannt, hat ein altrömisches Drama geschrieben, das er aus vermutlich praktischen Gründen der bernischen Regierung widmen möchte, und hat diese wiederholt um ihre Einwilligung gebeten. Durch den Salzdirektor Lentulus, Mitglied des Kleinen Rates, erkundigt man sich bei dessen Neffen in Berlin über diesen keineswegs harmlosen Herrn de Voltaire und sein neuestes Werk. Zu dieser Zeit aber ist das Verhältnis zwischen Friedrich und Voltaire bereits ein recht gespanntes, und der König hat dem Satyriker eben das schriftliche Versprechen abgenötigt, solange er bei ihm im Schlosse wohne weder die Regierung Frankreichs, noch irgendwelche Souveräne, auch keine berühmten Schriftsteller anzugreifen. Lentulus wird seinen Onkel entsprechend informiert haben — und das vorsichtige Bern lehnt die Widmung des durch seine mehr oder weniger verkappten Angriffe berühmten und berüchtigten Literaten höflich dankend ab.

* * *

Schon im ersten Jahr des Siebenjährigen Krieges bewährt sich Lentulus als Reiterführer und zwar in der Schlacht bei Lowositz (1756); im Namen des Königs überbringt der wahrscheinlich damals zum Oberst Beförderte die Siegesbotschaft dem Hof von London, wo er vermutlich den Hosenbandorden erhielt. Für seine Verdienste in der Schlacht bei Rossbach (1757), wo er 800 Franzosen gefangengenommen und zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet hat, wird er zum Generalmajor der Kavallerie ernannt; in einem bald darauf gemachten Testament empfiehlt der König den tapferen Lentulus der Fürsorge des Nachfolgers. Aber Friedrich, der sich oft mit Rücktritts- und auch mit selbstmörderischen Todesgedanken trägt, führt seine Armee auch weiterhin, und noch im selben Jahr kommandiert der Ziethen zugeteilte Lentulus in der Schlacht bei Leuthen zum erstenmal als Brigadechef die Kerntruppen der preussischen Kavallerie, die Garde du Corps und die Gendarmen. Das Pferd wird ihm unter dem Leib erschossen. Mit der Eroberung von 15 Kanonen, mehreren österreichischen Fahnen Standarten und einigen hundert Gefangenen hat seine Brigade am glänzenden Sieg der Preussen teil. Der König belohnt sein tapferes Verhalten mit einer Medaille und einigen tausend Talern. «Lentulus ist ein ausgezeichneter Offizier», sagt der König zu de Catt, «ein Nachkomme der alten Eidgenossen ... Wenn Sie ihn öfters sehen werden, wird er Ihnen sagen, wie gut wir miteinander stehen ...»

* * *

«Ein schöner Ruhm!» — gesteht Friedrich im Frühjahr 1758 seinem Privatsekretär Henri de Catt — «Verbrannte Dörfer, eingeäscherte Städte, Tausende von Menschen ins Unglück gestürzt oder niedergemetzelt, Greuel überall, schliesslich das eigne Ende — reden wir nicht mehr davon, mir stehen die Haare zu Berge! Potsdam, Potsdam, das brauchen wir um glücklich zu sein ... Wäre ich ein einfacher Privatmann, was ich mir oft gewünscht habe, so lebte ich ruhig nach meiner Neigung. Ich hätte gewiss einige Freunde, und ich würde ihre Freundschaft pflegen. Ohne Freundschaft gibt es kein Leben ...»

Aber: «Ich habe ein Amt zu versehen und ein Volk, das ich liebe ... Ich muss auf meinem Posten ausharrren, koste es, was es wolle ...»

Es gilt — nicht ohne eigene Schuld — sich gegen fast ganz Europa zu wehren: Oesterreich, Frankreich, Russland, Schweden, die Reichsarmee. Auf allen Seiten von überlegenen Heeren angegriffen, muss man in Gewaltmärschen bald an diese, bald an jene Front eilen. Der König pflegt im Feld oft schon um vier Uhr aufzustehen, studiert die Kriegslage, disponiert, trifft Dutzende von Anordnungen für die Truppen, erledigt die laufende Staats- und Kriegskorrespondenz, spielt ein wenig Flöte, feilt an seinen französischen Versen herum, schreibt philosophische Abhandlungen und die Geschichte seiner Feldzüge, liest römische Klassiker und den Spötter Voltaire, den er beschimpft und für den er doch immer wieder schwärmt, sitzt tagelang zu Pferd, inspiziert, lenkt Schlachten und philosophiert jeden Abend noch ein bisschen mit seinem Privatsekretär.

Nachdem Lentulus im Frühjahr 1758 mit sieben Kürassier-Regimentern Schweidnitz (Schlesien) erobert hat, kämpft er im Sommer unter General v. Seydlitz bei Zorndorf (Brandenburg) todesmutig an der Spitze seiner Gendarmen, Kürassiere und Dragoner und hilft den zähen Widerstand der tapferen rus-

sischen Grenadiere brechen. Die Reiterei hat Schlacht und Staat gerettet, der König trinkt unserem Lentulus an der Mittagstafel zu und versichert ihn ewigen Dankes.

Aber noch sollte Friedrich, «der irrende Ritter von Preussen» nicht «nach seinem Potsdam zurückkehren und in den Armen der Philosophie die Ruhe geniessen, deren er so lange beraubt war.» Es ist zwar, wie er de Catt gesteht, sein tägliches lukrezisches Gebet.

«Morgen früh muss mein altes Gerippe wohl oder übel wieder zu Pferd sein», sagt der fieberkranke König (damals 46jährig) an einem Novemberabend. Und anderntags ist er trotz seiner Krankheit schon bei Tagesanbruch zu Pferd und reitet in bitterer Kälte an der Spitze seiner Vorhut ... (Fortsetzung folgt.)

Stärnschnuppe.

Es fallt e Stärn, wo geit er ächt o hi?
Nadäm er glüüchtet het, isch er verschwunde.
E Säligkeit vo wenige Sekunde
und alles isch uf einisch ganz verby.

So lüüchtet ds Glück is mängisch wie=n=e Strahl,
mer möchte 's fasse, o das Flatterding.
Doch sy mer z'langsam, üsi Chreft sy z'gring.
Was blibe=n=isch, das isch bloß schal und fahl.

Stärnschnuppe gseht me=n=oft ds mitts i der Nacht.
Si sy wie Grüeß us himmelsfernem Land.
Doch lär isch üsi müedi, schwachi Hand.
Mer hey vergäbe planget, gstuunt und gwacht.

Edgar Chappuis.

Höhlenbären und Altsteinmenschen im Simmental. (Fortsetzung.)

Die Bärenhöhlen im Simmental.

In diesen Stand der schweizerischen Urgeschichtsforschung sahen sich die Brüder David und Albert Andrist und ihr Mitarbeiter Walter Flückiger hineingestellt, als sie ihre Ausgrabungen in den Simmentaler Kalkfelshöhlen begannen. Sie hatten in den Museumsbeständen in

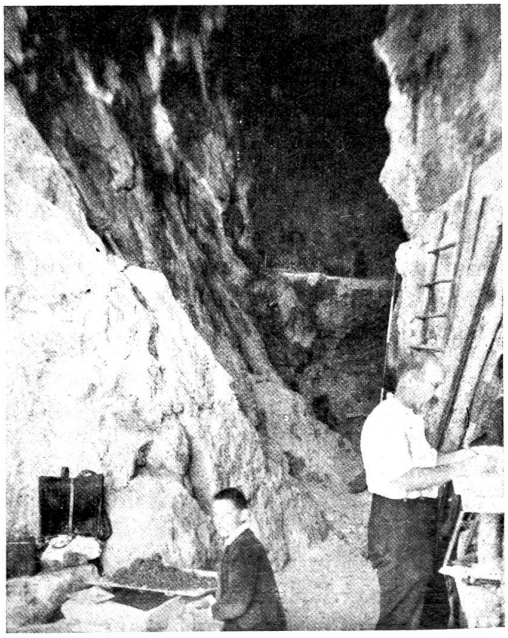


Das „Gsäß", der Felskopf mit den vorgeschichtlichen Höhlen.

Zürich und St. Gallen ein wertvolles Studienmaterial vor sich, und in der Urgeschichtsliteratur fanden sie die gewünschten methodischen Winke. Sie waren also keine Laien — alle drei hatten als Sekundarlehrer Hochschulstudium hinter sich —, aber die praktischen Erfahrungen mußten sie sich erst noch erwerben.

D. und A. Andrist, als Buben der Lehrersleute von Oberwil i. S. aufgewachsen, kannten die Höhlen an der „Gsäßfluh" oberhalb Bunschen (Bäuert zwischen Weißenburg und Oberwil) aus ihrer Jugend her. Früher nur den Berglern der Gegend bekannt, sind die Namen der Oberwiler-Höhlen: Mamilchloch, Schnurenloch, Zwergliloch, Chinechänelbahn und Ranggiloch heute in die Literatur übergegangen. Die letztgenannte Höhle findet sich nicht am „Gsäßgrind", sondern 9,5 Kilometer von ihm entfernt oberhalb Boltigen und 6—700 Meter höher gelegen. (Schnurenloch: 1225 Meter, Ranggiloch: 1845 Meter.)

Im Seminar hörten die Brüder Andrist zum erstenmal von Höhlenbären und Höhlenmenschen. In den Ferien trieb sie die Neugier in eine der Höhlen hinauf. Schon nach halbstündigem Graben fanden sie einige alte Tierknochen, mehr nicht. Sie verwahrten sie in einer Kiste und vergaßen sie halb. Erst Jahre später, nachdem sie an der Hochschule mit den ersten Begriffen der Urgeschichtsforschung bekannt geworden waren, nahmen sie die Knochen wieder hervor und zeigten sie ihren Professoren, die nichts damit anzufangen wußten. Der Basler Paläontolog Dr. Stehlin bestimmte ihnen dann den einen Knochen als „Capra ibex" = Steinbock. Das war nicht ungünstig; denn diese Tiere lebten ja schon zur Zeit der Höhlenbären. Also durfte man mit Hoffnung weitergraben.



Der Eingang zur Schnurenlochhöhle. Von außen gesehen.

Dazu kam es vorläufig nicht. Erst 1925 wurde der Entschluß dazu reif. Die zwei Brüder fanden in dem Kollegen W. Flückiger einen begeisterten Mitarbeiter. Erst